Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1927)
Heft: 5

Artikel: Aufzeichnung aus Nordholland
Autor: Lang, Siegfried
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758252

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aufzeichnungen aus Nordholland

Von Siegfried Lang

Zandvoort

Die grünen Stücke des Polder und die weiten Tümpel, die es sich versagen müssen, Kanäle zu sein, waren nun aufgetaucht, nach betrübenden, noch zum Amsterdamer Umkreis gehörenden Backstein-Fronten, dicht am Bahngeleise, deren Bewohner Tag und Nacht unweigerlich ihr Quantum Verkehrslärm zugeteilt erhalten. Die engen Balkone waren mit Wäsche verhängt, mit Kindern vollgepfropft. Ein junger Mann aber schien doch sein Behagen zu finden. Er lag in ganzer Länge im Gesims eines Fensters; das eine Bein hing, in Form eines stumpfen Winkels, nach außen. Ich fragte mich, wieviele Züge wohl vorüberrollten, ehe dieser sinnbildliche Winkel sich zu verändern geruhe?

Enten, blanke, unbewegliche schwarzweiße Kühe, eine Windmühle, noch eine, noch eine in der Tiefe des Polder, deren Grau mit dem stellenweise baumgesäumten Horizont-Rand zusammenklingt, kurzes Gras und weniges Schilf.

Unser Wagen hat Querabteilungen von zehn Plätzen. Wir stellen fest, dass die neuen Wagen der Pariser Banlieue an Bequemlichkeit und Reinlichkeit sich mit diesen holländischen messen könnten. Dann verfallen wir darauf, die Haltung der Mitfahrenden mit der von Insassen jener Banlieue-Wagen zu vergleichen.

Dort fühlt sich jeder fremd, in eine Umgebung hineingezwungen, die ihn an sich selbst verweist, bei allem geselligen und heiteren Ton, um dessen Erhaltung sich einzelne bemühen. Die kleine Dame, die – im Pariserzug – eben Quaste, Spiegel, Läppchen, Augen- und Lippen-Stift ausgekramt hat und den verschiedenen Gesichtsteilen eine koloristische Ausbesserung zuteil werden lässt, tut dies voller Ungeduld auf den Augenblick, da sie über den Perron des Bestimmungsortes hineilen wird, und ohne den Gedanken an diese jetzige Umgebung.

Im holländischen Wagen ist jeder daheim, so wie man sich in einem Hausrock daheim fühlt, mit dem man keinen Staat macht, über dessen Besitz man sich aber im Stillen freut.

Keiner zeigt sich auf Kommendes gespannt, jeder ist ganz anwesend; die wenig sagenden Gespräche scheinen hauptsächlich das Wohlgefühl dieses *Daseins* ausdrücken zu sollen.

Wir fahren durch Haarlem; sehen Gebäude und Straßenpflaster überall von der gleichen eingeteilten braun-grauen Nettigkeit. Aber ich denke voraus und zurück, an den letztjährigen Aufenthalt, an den langentbehrten Anblick der See. Ist das nicht schon Meerluft, die in den Wagen strömt? Bald wird das grasige und später halbnackte Gehügel der Dünen von uns durchfahren. Mir scheint, dass die Kinder schon viel lebhafter geworden sind; am Strand wird sich ihre Lebhaftigkeit steigern bis zu Tänzen und verzückten Pantomimen, die manche, und gerade die kleinsten, vor den Wellen aufführen. Zandvoort, der nordholländische Familien-Badeort, ist in kaum anderthalb Stunden Bahnfahrt von Amsterdam aus zu erreichen. Wer hier nicht ein kleines Haus besitzt, mietet sich oder seine Familie über die Sommermonate in einem der Hotels, einer der Pensionen ein. Zahlreich sind die Amsterdamer, die an freien Schulnachmittagen und sonntagüber ans Meer kommen. In Strandkörben sitzen rauchend und lesend die Erwachsenen, dazwischen bewegen sich, höchst tätig, die Kinder, zu der Welle und in sie hinauslaufend, im Sand Burgen aufwerfend, Kanäle grabend.

Nun werden mir aber auch bald Stunden, abseits von allem Strandtreiben, beschert sein, da man auf dem Muschelsand – nur frischgefallener Schnee ist so rein –, über sich Himmel und vor sich die rauschende See, das letzte vergisst, was man bisher noch wichtig nehmen wollte, wieder wichtig nehmen wird, nachdem man vom Meer zurückgekehrt ist. Jedesmal wird dieses sich in anderer Gestalt blicken lassen: grau, böse, in sich gezogen, eine verknäuelte Schlange, herhauchend mit so kalter Gewalt, dass man, um nicht hingeworfen zu werden, sich hinter eine Baracke flüchten muss; mit einer abwechselnd finstern und wieder begütigenden, doch immer noch grauen Laune sich etwas vorerzählend; oder weit beruhigt, blau beglänzt von Morgenfrische; oder – seine Gegenwart nachts, die unter sternlosem Himmel unsichtbar, nur hörbar ist. –

Wird wieder ein Tag sein wie der jener Wanderung von Zandvoort nach Ymuiden? Der Sturm hatte in der Morgenfrühe « Trümmer und Leichen » ans Land geworfen: Kisten, Planken, Pfähle, Fische, Quallen und halbverweste Robben, den beutelüsternen Möven zur Freude. Der Nachmittag aber war vollkommen. Man glaubte den goldenen Rücken des Sandes streicheln zu müssen wie einen warm atmenden Leib. Damals

suchte ich mir Rechenschaft zu geben über die Stimme des Meeres, über die Ausdrücke, die sie versinnlichen sollen, und kam zu dem Schluss, der einfachste Ausdruck sei der beste: das Meer *rauscht*. Es rauscht, aber mit einem reich orchestrierten Rauschen. Liegt man ruhig am Strand, dann hat die Gleichartigkeit der Obertöne zuerst etwas Einschläferndes, nicht unähnlich dem Brausen in der Muschel, die man übers Ohr hält, doch spielt zu dem beständig ein scharfes Zischen hinein. In regelmäßigen Abständen erhebt sich alsdann ein dunkleres hallendes Dröhnen, das ebenso durch das Abgehen einer Lawine wie durch das Wegfahren eines Eisenbahnzugs durch eine Talenge verursacht werden könnte. So groß ist die Täuschung, dass ich einen Augenblick hinaufspähte, ob denn wirklich über die Dünenhöhe ein Bahnweg führe?

Die Bewegung der Woge, das tierhafte, leckende Herangleiten und Zurückschnellen beunruhigte vielleicht noch mehr; auch dagegen müsste man sich zur Wehr setzen, indem man es in seiner Natur begriff. Es gelang nicht, bis ich eines Tages, die rechte Kopfseite im Oberarm ruhend, von der Strandhöhe nach unten sah, in welcher Lage ich alles in seltsamer, fast schematischer Vereinfachung erblickte: die See setzte sich aus vier Streifen zusammen, auf den drei vordern flohen die weissen Ketten der Schaumblumen hin; der erste Streifen, vom Strand sich abhebend, hellblau, der zweite tiefblau (entsprechend dem Himmel), der dritte graubraun (den Sand reflektierend), der vierte, breiteste bis zum Horizont, stumpfes Oliv-Grau. Die Bewegung der Schaumkämme kam von Südwesten. So erschien die Meeresfläche und ihr Tun beinahe auf das Muster einer Tapete zurückgebracht. –

Kein Sonnenuntergang im Gebirg kommt an Größe dem Niedergang des Gestirns in die Meerflut gleich. Am Strand war es bereits kühl geworden, die Woge an Licht verarmt. Die Sonnenscheibe über der Mitte des Horizontes wollte noch weiter Strahlen versenden, doch sie fielen, mürbe Pfeile, kraftlos nieder. Leichter, befreiter, schwebender trat der Ball hervor, in dem Maße, als er sich senkte; nun begann er sich tiefer zu röten. Nun wagte das Meer kaum noch zu rauschen. Der untere Rand des tiefroten Rundes berührte die Fläche, unmerklich, doch unaufhaltsam ..., ohne Pathos, ohne eine Gebärde, die das Bild schicksalhafter Notwendigkeit verfälschte... Aber dann schauderte das Meer, entfesselt tobten die Wogen heran, Gespanne fliehender Pferde. Deutlich war das Klatschen und Stampfen der Hufe zu hören. Der zuerst von den Rossen des Meeres gesprochen, hat richtig gesehen... Wir sind da. –

Amsterdam

Hinaus in der Abenddämmerung nach dem Polder, durch die neuen Arbeiterviertel im Süden der Stadt, wo seit Jahren die Architekten[1]) sich um billige und doch menschenwürdige Wohnverhältnisse bemühen, wo statt Folgen kleiner Häuser, auf dem Raum, der solchen entspräche, Wohnkomplexe entstanden sind, die Schul-, Post- und Verkaufsanlagen in sich fassen. Gemahnt in jenen Einzelhäusern manches – wie die engen, steilansteigenden Treppen – an die innere Einteilung der Schiffe, so zeigen die aus rotem und grauschwarz getünchtem Backstein aufgeführten zusammenhängenden Bauten in ihren Verkropfungen und turmartigen Abschlüssen deutlich die ins Ornamentale herübergenommenen Formen der großen Ozeandampfer.

Man kann die verschiedenen baulichen Versuche auf ihre Zweckmäßigkeit hin prüfen, ihre Entwicklung verfolgen. Da ist ein anderer Square-artig angelegter Komplex. Man betritt und verlässt ihn durch Torbogen. Dämmerung erfüllt ihn bereits. Wir denken beim Anblick der spitz gegiebelten Frontreihen zuerst an englischen College-Stil. Dann erkennen wir, dass da doch hauptsächlich der holländische Binnenhof weitergedacht wurde. Drei große Vierecke markieren die Mitte: ein Rasenfeld und zwei mit Sand belegte Spielplätze. Kinderstimmen dringen her. Die Kleinen haben wenig Gegenstände, sich damit zu vergnügen, etwa einen Wagen mit hölzernen Scheibenrädern oder ein Tönnchen. Meist ohne Lärm, in gedämpftem Eifer geht das Spiel vor sich.

Hollands Jugend wächst in keiner ungesunden Luft auf. Wenn man von der Tuberkulose – hier der « feuchten » Tuberkulose – absieht, so ist die Sterblichkeitsziffer, auch in Amsterdam, gering. Es sind *viele* Kinder da, wir bemerken das erst jetzt, und ihr Aussehen, wenn nicht ungewöhnlich kräftig, wenn nicht übertrieben reinlich, spricht doch für eine reservenreiche Konstitution.

Die Mehrzahl ist aber nun nicht bei den Spielplätzen zu finden; sie sitzen gruppenweis auf den Stufen der Hauseingänge oder schon auf der Haustreppe selbst, derart, dass ihre Gesichter den Vorübergehenden verborgen bleiben. Sie verstummen beim Nahen der Passanten, die von ihnen indessen aufs genaueste gemustert werden. Befund und Urteil bleiben nicht geheim: « Du, dir steht dieser Hut aber nicht. » « Ich würde eine solche gestreifte Hose denn doch nicht tragen. » (Noch ist der Fremde in dieser Großstadt ein Wundertier.) Bemerkungen, mit der der Sprache

[1]) Der Aufmerksamkeit empfohlen seien nur die Namen Berlage und de Clerck.

eigenen Umständlichkeit, den gutturalen g's und dem sinnlich rollenden r hervorgebracht, in Gefolgschaft der behaglichsten Diminutive uns nachgerufen, haben nichts Verletzendes. Wie die meisten Gespräche der Erwachsenen, sind sie als bloße Feststellungen aufzufassen.

Auf dem Weg zum Polder, dem Damm, der hier wie eine unserer Landstraßen aussieht, begegnen wir zahlreichen Heimkehrenden. Der Polder, nun eine dunkle Wiese, liegt tiefer, schwärzlich, graugrün und verloren braun. Zeilen von helleren Halbkugeln erweisen sich als Heuhaufen. Längst ist die Sonne hinter den Horizont vertaucht, doch über dem ganzen Halbkreis des sichtbaren Erdrundes steht ein Kranz orange leuchtender Wolken, unbeweglich, unveränderlich, wie Segel, die nicht weiter können. Dank ihnen bleibt die Helligkeit in der dämmernden Luft, während der Polder, trotz zunehmender Verschattung, aus eigenen Quellen Licht abzugeben scheint: in seinen wie plötzlich tiefer gelegten Gräben ist das Wasser zu Glasglanz und funkelndem Silber geronnen; nur vereinzelt glimmt orangener Nachschein aus grünlicher Schwärze empor. – Fern am Rand eine Ahnung der Dünen...

Seltsam eindringlich sprechen, in dem leisen Vorklang von Nordlicht, alle farbigen Dinge: ein paar blaue Melkeimer vor einem Gehöft, eine gelbe Katze, die weißgestrichenen Stühle einer Schenke. Ein Knabe mit einem Papierdrachen kommt des Wegs: rotvioletter Sweater, lichtblondes Haar; der Drachen ist grau, geschmückt mit azurblauen Streifen. Für Augenblicke leben nur diese Farben, als wäre außer ihnen überall Nacht.

Im Bogen kehren wir ins Bewohnte zurück. Da und dort ärmliche Backsteinwände, noch erleuchtete Fenster einer Fabrik. Darauf der warme Schein einer Vorstadt, den zu verbreiten die vielen gelben und roten Lampenschirme in den Häusern zusammensteuern. Ein lärmendes Orchestrion; Hundgekläff. Eine Tramstation. Amsterdam.

In diesem Land können die Menschen noch warten. Die Verkehrsmittel sind wohl in jüngster Zeit sehr vervollständigt worden, das führte aber nicht dazu, dass sie selbst nun den Takt des Lebens bestimmten. Wenn sich die Leute an der Bahn, vor dem Schiff, Tram oder Autobus versammeln, dann ist's kein aufgeregtes Gedränge. Jeder scheint auszudrücken, dass er dieses Fahrzeug benütze, weil es eben dasteht, dass er ebensowohl das nächste nehmen könnte. « Ik heb geen hast » scheinen auch Schalterbeamte und Wagenführer sagen zu wollen, wobei das Nötige aber doch geschieht. Überflüssiges geschieht freilich nicht. Die Furcht vor einem Zuviel an Aktion lenkt hier alles; man weiß nie, wie weit solches führen könnte. Dem Nachbar hilft man, aber nur, bis er aus der

schlimmsten Gefahr ist, weniger aus Christlichkeit, als weil man im Kampf mit Wind und Meer früher stets aufeinander angewiesen war, und weil diese Gegenseitigkeit, bei der man geblieben, sich solange als eine natürliche Rückversicherung erwiesen.

Ein Mann fällt von einem Schlepper, der rasch weiterfährt, in die Gracht. Er schwimmt. Ein anderer hat's vom Ufer aus gesehen, tritt rauchend näher und ruft dem Schwimmer zu: « Komm hierher, nach rechts, da kannst du stehen. » Der tut's; der am Ufer reicht ihm die Hand herab, zieht ihn heraus. Der Gerettete schüttelt sich und geht, kurz dankend, davon. – Im allgemeinen, so wird versichert, kennzeichne die Bevölkerung ein auffallender Mangel an kollektivem Sinn. Die freundlichen Seiten des Familienlebens ließen sich, so wie die Nachteile des familialen Egoismus, hier besser als in England erkennen, weil das intensivere und direkte politische Interesse des Engländers leicht soziale Teilnahme und selbst geistige Regsamkeit vortäusche. Die organisierten Arbeiter Hollands waren, beispielsweise, nicht zur Errichtung von Volkshäusern zu bewegen gewesen. Unmöglich wäre hier das Bestehen einer bedeutenden Zeitschrift, deren Mitarbeiter mit Leidenschaft *eine* geistige Richtung verträten, andere Richtungen ablehnten. Zudem bedinge das Bedürfnis, dem Niveau der Familie zu genügen, den, im holländischen Schrifttum vorherrschenden, moralisierenden und hausbacken-sentimentalen Ton. – Es dürfte aber mit der familialen Grundlage doch auch die sachliche Beschaulichkeit zusammenhängen, die in der großen niederländischen Malerei einst so unvergleichlich schöpferisch geworden ist. –

Wind, Meer und die Launen des dem Meere abgerungenen Landes haben den Menschen geduldig gemacht. Nichts kann unternommen werden, ohne die Zustimmung dieser Dreie, und bereits Unternommenes wird abgebrochen, fehlt deren Gunst. Jeder weiß, dass jeder sich den Winken jener Drei zu fügen hat, denen er selbst sich fügt, darum wird er der anderen Kreise nicht stören – wenigstens war es früher so und diese Haltung hat sich vererbt. Bewährte Rücksichtnahme wird weitergeübt – nicht aus kollektivem Sinn, sondern aus technischer Klugheit – das ist nie ausgesprochene Übereinkunft.

Rasse

Der Begriff « Rasse » hat sich in den letzten Jahren wieder gewandelt und allmählich wird man sich mit Auffassungen, wie sie etwa H. F. K.

Günther darlegt, bekannt machen müssen[1]). Wem nur daran liegt, mitzuteilen, im Sinn welcher körperlichen Typik ihm die Menschen eines Landes entgegengekommen sind, darf wohl ruhig bei der herkömmlichen populären Einteilung, nach den sichtbarsten Merkmalen, bleiben; er wird so verständlich sein.

Den « Holländer » als physische Erscheinung zu zeichnen, fällt zunächst deshalb nicht leicht, weil sich sowohl sehr hell- wie sehr dunkelhaarige, licht- wie braun-häutige Erscheinungen Bürger des Landes nennen. Dazwischen liegt die breite Schicht unverkennbar « germanischer » Physiognomien, in ihrem gelben Blond, rötlich-blasser oder gelblicher Haut, unseren « Alamannen » nicht unähnlich. Zwischen dem nördlichen « friesischen », dem mittleren und dem grenznachbarlichen wallonischen Typus, aber auch zwischen den genannten und spanischen, portugiesischen und jüdischen Abkömmlingen sind Verbindungen eingegangen worden; es gibt Holländer mit javanischem und japanischem und selbst solche mit Neger-Blut. Einen gewissen Überblick über diese Varianten gewährt: wenn man sich um die Stunde des Schulschlusses an einer der Hauptstraßen der Stadt aufstellt und die Kinder betrachtet, die da, Schwall um Schwall, über die ganze Breite des Pflasters auf dem Fiets[2]) dahergefahren kommen. Vorherrschend ist das germanische Geblüt. Aber es hat den Anschein, dass die mit Wollhaar und Kirschenaugen Begabten von ihren hellblonden Gefährten mit besonderer Freundschaft bedacht werden.

Der friesische Typus, als der einheitlichste, von höherer Statur als die andern, wirkt besonders vorteilhaft bei den Frauen. Von den nach ihm gearteten Kindern ist zu sagen, dass bei einem Geschwisterpaar das Mädchen gewöhnlich die harmonischere Erscheinung darstellt. Das kräftige, breite Oval und die lautere Farbe des Gesichts, zusammen mit strahlend blauen Augen, behalten ihre kindliche Frische bis weit ins Jungfrauenalter hinein. Es sind eben diese Mädchengestalten – hier wie in Flandern –, die Rubens uns in Ruhe und Bewegung vorführt; nur gibt er ihnen die, für unser Empfinden, unjugendliche, übertriebene Fülle, die seiner Zeit wohl als ansprechend gegolten. Die junge Holländerin

---

[1]) Hans F. K. Günther: *Kleine Rassenkunde Europas*. J. F. Lehmanns Verlag, München. Weniger « praktisch », doch in ganz anderem Sinn bedeutend ist Spenglers Rasse-Begriff. *U. d. A.* II, 2.

[2]) Fiets populäres Wort für Fahrrad, korrekter rijwiel. Das Fahrrad ist das angemessene Verkehrsmittel in der Ebene und auf dem schmalen Damm. Schulkinder, Geschäftsangestellte beider Geschlechter, Arbeiter gehen selten nach ihrem Beschäftigungsort zu Fuß. Die Raumknappheit der Wohnungen nötigt jedoch die Leute, ihre Räder abends in eine Remise zu bringen. Die Besitzer solcher rijwielen-stallingen kommen sehr wohl auf ihre Rechnung.

von heut fährt Rad, tanzt, turnt, und ist von kräftig-schlankem Bau. Die Fülle findet sich eher noch bei den Müttern, als Ergebnis der unbeweglicheren Lebensweise jener Generation, und in wahrhaft grotesker Form bei Frauen aus dem Volk.

Der häufigste Typus des erwachsenen Mijnheer gesetzten Alters ist etwas über mittelgroß, an Gesicht und Körper voll, nicht fett, doch etwas gedunsen. Unter neutralem Blondhaar eine nicht niedrige, aber nach oben zurückgeschrägte, sich verengende Stirn mit ziemlich kräftig vortretendem Augenwulst, gerader Nase, großen Wangenflächen, eher fleischigem als knochigem Kinn, vollen, nicht sehr disziplinierten, oft ganz kindlichen Lippen. Es gibt in diesen Gesichtern nichts von dem Trockenen und Verkniffenen, das im allgemeinen den mitteleuropäischen Städter kennzeichnet, wohingegen man sich von einer, gelegentlich in ihnen auftauchenden, kalten Indifferenz unlieb betroffen fühlen kann.

Amsterdam birgt aber auch Physiognomien von ungewöhnlich charakteristischer Hässlichkeit, bei deren Anblick man geneigt ist, das auf den Volksszenen der Teniers, Brouwer, Bosch, Brueghel und Ostade an bizarren Gesichtsformen Vereinigte, für, kaum gesteigerte, Wirklichkeit zu halten. – Es gibt Gegenden, so auf der Insel Marken, wo die Einwohner, man nimmt an infolge der Inzucht, bis zum Kretinismus entartet sind, andere, wo die jungen Leute auffallend straffer und wohlgeratener Körperlichkeit sich erfreuen. Solche fielen mir auf in Ymuiden; sie hätten allerdings auch aus Friesland zugewandert sein können, brauchten nicht notwendig an diesem Ort geboren zu sein.

*

In der Gracht, die hochaufgeschossenen Stämme der Laubbäume, halten ihre Äste schwebend über dem blauen Duft. Dieses doch kümmerliche Laub, seine dünnsitzenden zu kleinen Blätter, umschwimmt im Licht des Spätnachmittags eine goldene Helligkeit, wie das Laubgeriesel des Frühlings. Den ganzen Vormittag hatte die leichte Bewegung des Wassers angedauert, Farben tiefaufleuchten, andere versinken lassen. Auf dem schwarzen, grünumbordeten Wohnschiff, das seit Wochen daliegt, hatten erst die kleinen Mädchen mit dem weizengelben Haar in ihren schlaffen Röckchen stillgesessen, dann war Wäsche aufgehängt worden, schließlich saß die alte Frau dort, in ein langes Gewand aus verblasstem Rosazeug gehüllt, neben der grauen Matratze, die da auf reinlich hingebreitetem, weißem Tuch verlüftete.

Alles das war dem Licht und dem Wasser Gegenstand zum Spiel gewesen; es hatte geglänzt, geschimmert und gedämmert, in unruhigem Beben oder in wohligem Fluten dunkeltonigen steten Scheins, den nur mit unverhoffter Schlangenbewegung für Augenblicke das Widerbild des Mastes verscheuchte.

Jetzt aber hat alles Teil an der Verwandlung, in der erst nur das Laub der Bäume geschwommen. Der blaue Duft ist mit feinem Goldstaub durchsättigt; schneeweiß, flächenhaft blühen, über allem, aus dunklerer Ballung die weit auseinander treibenden Wolken. Fast ohne es zu wissen, habe ich das Haus verlassen, bin, Lichtstreifen und Baumschatten folgend, die Gracht hinaufgegangen und stehe auf der gewölbten Brücke, da eben mit klarem Erzlaut vom Turm das Glockenspiel beginnt.

Farben

Holland besaß ursprünglich keine Farben, aber man muss früh erkannt haben, wie unter diesem Himmel alles nach Farbe hungert. (Das Ursprüngliche waren die Elemente Rembrandts: Hell und Dunkel.) Als ein Geschenk, als ein hoher Gast wird in solcher Luft die Farbe empfangen; wo immer sie auftritt, beherrscht sie die Umgebung; in ihrem Vollklang wie in ihren Abstufungen wird sie gleicherweise unendlich sichtbar. So aufgenommen, fühlt sie sich bald auf festliche Weise heimisch und hält mit ihren Wohltaten nicht zurück.

« Mein Land hat manche Tage graue Luft, » sagt Albert Verwey. In dieser Luft ist willkommen, was die Phantasie nicht entsterben lässt, die Sinnlichkeit erwärmen könnte: Erzählung und Schilderei. Vielleicht war der Maler – der *schilder* – als Erzähler geschätzt, bevor man ihn als « Färber » liebte. Zuerst mag es ein Bedürfnis der Orientierung gewesen sein, dass man die Schiffe mit Farbstreifen kenntlich machte, an der Farbgebung indessen erwuchs der Farben-Sinn. Künstlich und aus praktischem Bedürfnis, wie diese Sandscholle mit Pflästerung, Gräben, Schleusen und wasserpumpenden Windmühlen versehen und mit Bäumen bepflanzt worden, gelangte die Farbe ins Land. Im Umkreis der täglichen Verrichtungen hat sich eine bestimmte Farbskala seit Jahrhunderten nicht verändert: Der Rumpf des Segelbootes der Zuiderzee-Fischer ist schwarz geblieben, die Transportschiffe haben grüne, seltener blaue oder orange Umrandung; die Segel hell- oder dunkel-tabakbraun, die Takelung umbra. Die kurze Jacke, Pluderhose und Mütze der Fischer schwarz (ob die überhaupt häufige schwarze Tracht auf spanischen, ob auf

puritanischen Einfluss mit Recht zurückgeführt würde, ob das Schwarz, als ein Dunkles vor der helleren Wasserfläche, nach praktischer Überlegung, gewählt worden? – schwerlich ließe sichs ermitteln); die Holzpantoffeln der Fischer von Marken und Volendam zeigen die natürliche Weiße des Holzes, die der Leute in der Amstel-Gegend sind weiß getüncht und so fort.

Als die Maler der Farbe halber um sich zu blicken begannen, waren diese Farben schon da, und nun kam noch dazu, was das Meer aus der Ferne herbeiführte: der Glanz von Seide, Pelz, von getriebenem Gold und edlem Gestein[1]). Diese Schätze breiteten ihre Glorie aus, ließen das schlicht Alltägliche, dem sie davon mitteilten, in ungeahnten Beziehungen erschimmern und prunkend werden. Dann sah man, wie dieses Alltägliche, gegenüber jenem Reichtum, doch nicht die Armut war. Es war, für sich, voller Abstufung, Verflüchtigung, Tönung, eine Harmonie der Übergänge, für deren Bewertung das Auge eben erst reifte. So kehrte man den Blick den ursprünglichen Gegebenheiten zu, den Farben, die sich nun dennoch als anwesend enthüllten, als: das unter treibenden und verharrenden Wolken chamäleontisch wechselnde, smaragdne oder blaue Polder-Grün, das Graue oder Blonde vom Sand, Violett und Braun blühender oder abgeblühter Haide, und jede Schattierung von Menschen-Gesicht und menschlicher Kleidung.

In Stadt und Dorf: die, über die Fronten der nach allen Seiten hin geneigten und schiefen Giebelhäuser verfliessenden, in allen Vertiefungen sich bergenden Schatten, mildern noch, im Sinken des Tages, die sonst schon schön gedämpften Backsteinwände in ihrem Grau, Braun-Grau und Braun-Schwarz, Grau-Rosa und schwachem Orange, zwischen den dunklen Umrahmungen der Fenster, hinter dem staubigen Grün vermagerter Bäume.

Wie vor alters wohnen in den Auslagen der Verkäufer die tiefsten Töne. Da heben sich, aus den Kellern heraus auf die Straße, in Massen, neben dem Blau der Gemüse, das Rot von Hummern und Tomaten, das fette Goldbraun geräucherter Fische, das triefende Rot zerteilter Melonen. Dem hat unsere Zeit noch zwei Farben hinzugetan: den Purpur künstlich im Wachstum getriebener flandrischer Trauben und das helle Gelb der Bananen.

---

[1]) Das Amsterdamer Rijksmuseum besitzt eine, nicht genügend bekannte, Sammlung von orientalischem Stein- und Waffen-Schmuck darunter jene schöngearbeiteten gekrümmten Schwerter, die man von Rembrandts alttestamentlichen Darstellungen her kennt.

Blumen

Die Blumen sind, man weiss es, in Holland eine anmutige Macht: dem Lande einverleibte Farb-Träger auch sie (das nahrhafte Poldergras duldet neben sich keine Blumen, nur spärlich und für kurze Zeit wagen sich Unkrautblüten vor); Zeichen der Freundschaft, der Erinnerung, des Wohlwollens; keine Teestunde, kein Abschied, kein Besuch ohne Blumen; Zeichen der Wohlhabenheit und der Kennerschaft in den vornehmern Fällen.

Samen und Knollen, vorzüglich der Tulpen, zählen im Ausfuhrhandel als unumstößlicher Faktor, in dessen Wertsteigerung die Züchter einander überbieten.

Im Ausland gepflanzte holländische Tulpen erreichen allerdings niemals die Pracht, zu der die Möglichkeit in ihnen ruhte. Die ganz besondere Feuchte der Luft und das Luftige des sandigen Bodens muss an ihrer vollen Entfaltung mithelfen, und wo wäre beides in der erforderlichen Mischung zu finden? Wunder an zartfarbiger Feinheit sind diese, während jene andern mit dem eindeutigen, verhalten strahlenden Rot auf den gefirnissten Bildern alter Meister wetteifern könnten. Doch im ganzen Umfang erlebt man die Herrlichkeit der Blumenfelder von Haarlem und Hillegom nur im Frühjahr – und wir stehen jetzt im späten Sommer. Dann soll der unendliche Teppich der Ebene – unendlich nicht für den schweifenden Blick, sondern für den Menschen, der sie durchwandert oder durchfährt – wie ein köstlich gemusterter Fächer daliegen, die kleinen mit den größern Farbflächen sich zum Jubel der Symphonie vereinigend – einer tief-stillen Symphonie gewisslich. Die vom Abbild der Blumenglut erfüllten Kanäle sind dem Fächer die Fassung aus funkelnden Juwelen. Vor der einzelnen Blume aber bekennt der Betrachter, andachtwillig, sein Staunen, dass hier das Vollkommene Ereignis geworden sei. –

Um diese Zeit ist der Tulbend vorbei, nur einmal wurden uns Lotos-Tulpen angeboten. An der Reihe sind Dahlien, großer Türkenbund, Gladiolen. Und so ist die Folge des Blühens: bei günstiger Witterung hat man im Januar schon Hyazinthen, sonst erhält man sie erst im April, nachdem ihnen Anemonen und Narzissen, gelbe und weiße, vorangegangen. Dann die Tulpen.

Schiffe mit Herbstblumen aus Enkhuizen, langsam durch die Gracht hinfahrend, haben uns in den letzten Tagen oft erfreut. Die zu pralle Schönheit der Gladiole hat etwas Plebejisches, sie ist nur aus der

Entfernung und in Menge zu genießen. Sie war auf den Kähnen in einigen breiten Schichten versammelt, doch augenscheinlich wurden die riesigen hellen Dahlien höher geschätzt. Diese nahmen das ganze Vorderteil und die Tiefe des Schiffes ein. So gedrängt erinnerten sie an große, fremde, verdrossen schlummernde Vögel von der Art der Papageien.

Gläser

Nicht Blumen allein erhellen die während der Wintermonate immer etwas düstern Räume. Ein farbiges Glas, im Hintergrund der Kammer, das den spärlich einfallenden Lichtstrahl bricht und zerstreut, leuchtet oft noch wärmer. Weit zurück datiert die Lust an den bunten böhmischen Bechern, Kelchen, Gläsern. Auf allen Meister-Stilleben sind sie zu erblicken. Bei allen möglichen Familienanlässen wurden solche Gläser geschenkt, die man pietätvoll verwahrte und weitervererbte. Das Rijksmuseum herbergt in seinen Vitrinen seltene und merkwürdige Exemplare dieser gläsernen Kostbarkeiten, unter denen selbst Nachbildungen von Violinen und Pistolen zu sehen sind.

*

Amsterdam hat seine Geheimnisse, die ich nicht ergründen werde. An der Ruyter-Kade, hinter dem Bahnhof, wo die Steige der für die Nordsee und Zuidersee bestimmten Boote warten, sind wenige staubige Bäume. Allabendlich gegen fünf versammeln sich auf einem von ihnen in ungeheurer Menge die Spatzen, während einer halben Stunde schreiend und mit den Flügeln schwirrend. Weder gibt es Futtergelegenheit in der Nähe, auf die sie spähen oder die sie sich streitig machen könnten, noch rüsten sie sich zu gemeinsamem Flug, was auch gar nicht Spatzenart wäre. Ihre Aufregung um diese Stunde ist unbeschreiblich. Was geschieht da? Niemand weiß es. – Ein anderes: Abends, Sonntags, auf den Schiffen, in den Trams, überall treffe ich Bucklige, Menschen mit Brust- und Rücken-Höcker; sie werden von den Mitfahrenden nicht im mindesten beachtet und nichts in ihrer Miene verrät « Minderwertigkeitsgefühle », also muss die Erscheinung landesüblich sein. Woher die Häufigkeit dieser Missform?

*

Bei in vielen Lebensformen fast mittelalterlich ansprechenden Bräuchen sträubt man sich doch nicht, das Neue, wo es tunlich und nötig scheint, bei sich einzubürgern, dem Neuen das Alte zu opfern. Dass

bereits jeder dritte Hausgiebel der Altstadt mit Antennen überspannt ist, greift vorläufig wohl nicht so tief, denn die alten Häuser werden noch bleiben. Aber die Windmühlen werden eines Tages vom Polder verschwinden, die Wohnschiffe aus der Gracht sein; Het-Y wird Ruyter-Kade und overkant durch Brücken verbunden haben. Die Zuiderzee ist, aller Voraussicht nach, in sechzig Jahren trocken gelegt. Das heißt: die Merkmale werden aufgehoben, welche die Kunst uns, als für die holländische Landschaft so bezeichnend, schauen liess. Über unsere Vorliebe für seine Mühlen spottet der Holländer, dem diese primitiven Pumpwerke[1]) sich immer unpraktischer und unrentabler erwiesen haben, nicht weniger als wir seine Begeisterung für die Jungfrau unter unsern Alpen belächeln. (Im übrigen geben wir die «Poesie der Berge» preis wie der Holländer die des Polder.)

Der Polder wird an den Mühlen zum mindesten prachtvoll organisch wirkende Vertikal-Akzente verlieren. Die Wohnschiffe, bunt bemalt, nicht selten gartenartigen, pflanzenbewachsenen Aufsatz tragend, mit ihrem ganzen kleinen Sonderleben, die Dampf-Fähren – der Ort, wo man, im Dunst von Tabak, Öl und Teer, dem Volk für ein paar Minuten körperlich so nahe kommt, dass man sich mit ihm verschmolzen glaubt –, einige Menschen werden ihr Verschwinden bedauern.

Gerüche

Zuweilen, wenn die Grachten grau im Nebel schimmern, scheint Amsterdam nur aus Gerüchen zu bestehen. Von mancher kleinen Ortschaft im Norden gilt dasselbe. «Klein, vies, stinkend Holland», so hatte ein mövenäugiger alter Zuiderzee-Fischer, mit dem wir ins Gespräch geraten, in nicht überwallender Heimatliebe den Verhalt benannt. Wir suchten geziemend ihn zu begütigen, doch schüttelte er wegwerfend das greise Haupt und spuckte aus. Es muss etwas an seiner Behauptung sein, wenn, trotz des Knasters, den er kaut und raucht, seine Nase sich im hohen Alter noch empörte. In der Tat vollzieht sich hier nur weniges Geschehen ganz geruchlos.

Letzte Woche wurde in einer oder mehreren Amsterdamer Grachten gebaggert. Da steigerte sich der stets vorhandene Geruch von Tang, brackigem Wasser und verwesenden Stoffen bis zum Unerträglichen, durchdrang die Häuser, lagerte auf den Kaden. In geringem Maße lauert er überall, als um die mehr zufälligen zeitweiligen Düfte zu empfangen, zu

[1]) Die holländischen Mühlen mahlen nicht, sie besorgen die Entwässerung des Polder.

verstärken und herumzubringen. Am Hafen qualmen Erdöl, Benzin und Öl; von trockenem und mariniertem Fisch und feuchtem Hausflur geht ein Gedünst durch die Seitenstraßen. Aus den Verkaufsbuden strömt uns, beim Vorübergehen, wechselnder Brodem entgegen, uns verfolgend: Aushauch von Leder, Manchestersamt, von Milch und Butter, Seegras, Blumen, Zigarren, Farbholz, Ingwer und allem Gewürz seit den Tagen der Westindischen Kompagnie. In diesem Zusammenhang ist eines Wagens zu gedenken, dem man an Brücken und Straßenkreuzungen häufig begegnet. Er ist sehr beliebt, darum in vielen Exemplaren vorhanden, und trägt Erfrischungen zur Schau, die aus irgendeinem physiologischen Bedürfnis sehr begehrt werden. In Gläsern sind salzgesättigte Gurken, in Schüsseln Bücklinge und Heringe aufgestellt, neben Tellern voll feingehackter Zwiebel. Handwerker oder Hafenarbeiter werfen ein Geldstück hin, nehmen mit der Hand das Gewünschte und verzehren's, während die andere Hand nach den Zwiebeln, als nach ersehntester Zukost, greift. Die Ware soll stets rein und frisch sein, doch bei ihrer Art und Zubereitung lässt sich denken, dass die Gegenstände dieses fahrenden Naturalienkabinetts einen besonders penetranten Geruch durch die Gassen verbreiten, und man ist dem ersten Mijnheer dankbar, der daherkommt und mit dem distinguierten Arom seiner Sumatra-Zigarre auf das Unwillkommene einen Gegenzauber wirkt.

*

Überall, in Stadt und Land, erkennt man die Neigung, sich das häusliche Dasein durch überflüssige « mooie »[1]) Dinge behaglich zu machen. Man umgibt sich gern mit bunten Kissen, Teppichen, Tüchern, hat orientalische Nippsachen, wenn auch ziemlich wertlose, in der Nähe japanische Dosen und Holzschnitte. Man verbrennt Räucherwerk, bietet chinesischen Reis-Konfekt an. Vielleicht dürfen auch in den mannigfachen angenehm dämpfenden Umhüllungen des elektrischen Lichts Erinnerungen an die Wirkung japanischer Papierlaternen gesehen werden. Diese Sitte der Umhüllung der Lichtkörper mit einem durchscheinenden Stoff hat selbst auf die Straße übergegriffen, vornehmlich zu Amsterdam, wo sie, in Form einer niemals schreienden Lichtreklame, Gewässer und Ufer freundlich und selbst phantastisch belebt.

*

[1]) hübsche.

Ein Streifen Polders, der sich im Bogen flach, landzunge-artig ins Binnenmeer hinaus fortsetzt, doch nicht verliert, vielmehr an bestimmter, niedriger Stelle schroff, wie abgeschnitten, einfach aufhört. Drauf, unten[1]), dem Damm nach gereiht, zwei Dutzend einstöckige Backsteinhäuser, eine Backsteinkirche, deren Turmdach erst zur Pyramide werden wollte, dann aber sich kegelförmig auswuchs. Die bewegte Fläche vor der grasigen Böschung grau mit dem Trüben, oder bläulich mit dem Blauen des Himmels in genauer Abgrenzung zusammentreffend. Sechs bis neun Segel von verschiedenem Braun, in die Weite hinaus verstreut, geisterhaft- oder seltsam körperhaft-lebendig, schwaiend auf stahlblauem und lila-braunem, oder eisernem Gewässer. So ergibt sich, je nach Herrschaft des Lichtes, die Zuiderzee-Landschaft.

Zaandam

Die kleinen Orte ähneln einander in der Anlage: eine oder zwei Hauptgrachten, an denen sich Verkehr und Geschäftsleben abspielen, ein paar alte Kanäle, wo, kaum noch zur Hälfte benützt, die «Pakhuizen» stehen; die Häuserreihen am Damm, kleine Verkaufsbuden und bescheidene Wohnungen aufweisend; dazwischen öffnen sich Wege nach dem Polder. Ein Rat- oder Gemeindehaus, die Kirche, ein paar Schenken.

Die Leute von Zaandam sind nicht zufrieden, dass ihre Stadt nur des großen Zaren halber im Ausland Klang hat. Hier lebte Peter der Große 1697 als Schiffszimmermann. Die von ihm bewohnte Hütte ließ Zaandam zum Wallfahrtsort werden. Man geht unter grünen Bäumen einem Graben entlang, dessen Wasser von einer Decke kressenartiger Pflanzen fast verhüllt wird, zu einem verhältnismäßig stattlichen Backsteinbau. In dessen Innerem befindet sich die ehrwürdige Hütte, zweikammerig, einem Schiffswrack nicht ungleich, von starken Eichenbohlen zum Zusammenhalt gezwungen. Es gibt da einen Tisch, vor dem Kamin einige Stühle. An den Wänden Gedenkschriften, eine Tafel: «Petro Magno Alexander» von 1814; Verse in russischer Sprache, darunter die holländische Übersetzung. – Die uralten, mit der Giebelseite dem Wasser zugekehrten Häuser sind aus Holz, ihre Hohlgiebel aus Brettern gesägt und grün gestrichen.

Zu wissen wäre, nach der Meinung der Bewohner, dass Zaandam einer der größten Holzstapelplätze ist, wo Stämme und Balken aus dem Norden in riesiger Menge zum Weitertransport bereitliegen.

---

[1]) Der Damm liegt mehrere Meter tiefer als die Wasserfläche, derart, dass man von ihm aus Segel, die in die Nähe des Ufers treiben, hoch über sich erblickt.

Wir haben Sonnabend. Auf der Brücke stehen zu Dutzenden, rauchend und feiernd, Männer. – Ein menschenleerer Platz, dann biegen wir, meist zwischen hölzernen Häusern wandernd, in eine Straße ein, wo vor jeder Tür ein gedrängtes Schock Kinder steht, andere spielen inmitten der Straße; eine so große Anzahl Kinder, dass man nicht begreift, wo in den kleinen Häusern Raum für sie sein könnte. Aber die nächsten Straßen sind wieder alle menschenleer. Offenbar, während die Väter sich auf der Brücke versammeln, tun die Kinder der ganzen Ortschaft in dieser einen Straße das gleiche. Von einer Unterhaltung ist hier wie dort gleich wenig zu vernehmen. Sich anwesend zu wissen, genügt.

Auf dem Damm zeigt eine Auslage Klompen[1]) mit allerlei Verzierungen, gefirnisst, bemalt, die teils als Andenken nach andern holländischen Gegenden mitgenommen, jedenfalls, wenn auch nur ausnahmsweise, wirklich getragen werden sollen. – Eine sandige Strecke – ein frisch aufgefüllter Tümpel – führt zum Polder. Kinder, einiges Backsteingemäuer, Ziegen, sonst bleigrauer Himmel; vor der offenen Horizontlinie zählen wir nicht weniger als dreizehn Mühlen. Wie wir uns noch einige Schritte weiterwagen gegen dieses Ende der Welt, versinkt der Fuß sogleich im, trügerisch sich als Wiese verstellenden, Sumpfgrund. Das Grau des Himmels lastet tiefer, reißt aber jetzt dicht über dem Boden und enthüllt irisierendes Licht.

*

Die berühmte holländische Reinlichkeit wird man öfter suchen als finden, wie es sich denn mit fast allen sprichwörtlichen Tugenden und Untugenden der Nationen ähnlich verhält: weder dem romantischen Polen, noch dem phantasievollen träumerischen Deutschen, dem gesinnungstreuen Schweizer, dem leidenschaftlichen Italiener, dem wortkargen Briten, dem kinderherzigen Österreicher, dem eitlen und sinnlichen Franzosen wird man so leicht begegnen. Was die holländische Reinlichkeit betrifft, so will ich gerne glauben, dass sie in den Klausen alter Begijnenhöfe, in Wohnungen des deftigen[2]) Haag und in den Villen von Haarlem und Bloemendaal wie die Tulpen gezüchtet werde, im ganzen aber ist sie doch nicht die hervorstechende holländische Eigenschaft, mögen auch in manchen Straßen Fensterscheiben, Messinggerät und Treppengeländer die ganze Woche hindurch blankgeputzt bleiben.

---

[1]) Holzpantoffeln.
[2]) vornehmen.

Juden

Die Juden sind das « Salz von Amsterdam » genannt worden. Bedenkt man, dass sie einen Zehntel der Bevölkerung der Amstel-Stadt ausmachen, und dass sie das künstlerische und musikalische Treiben am stärksten stützen, dann scheint dieser Ausdruck nicht zu gewagt. Als vor einigen Jahren im Gewerbe der Diamantschleiferei, das in ihren Händen liegt (wie schon zu Zeiten des Spinoza), eine Krise ausbrach, da drohte dem Musik- und Theaterleben der Stillstand. Wenn auf dem Amsterdamer Boulevard, dem « Dam », einige bunte und amüsante Gestalten auftauchen, lachende, pariserisch gekleidete, geschminkte und gepuderte Mädchen und Frauen, dann sind's Jüdinnen. Gern lassen sie sich, am Abend ihres Festtags, in ihrer Eleganz bewundern. Auch die Mehrzahl der um diese Stunde die nach der Kalverstraat geöffneten Restaurationen füllenden Gäste sind Juden. – Der holländische Bürger hat nach sechs Uhr abends beim Kopje[1]) Tee hinter dem Fenster seiner Häuslichkeit die Vorübergehenden zu begutachten und danach seine Zeitung zu entfalten.

Die Judenschaft teilt sich in die Aristokratie der portugiesischen Sephardim und die zahlreichern, von jenen aber nicht als ebenbürtig betrachteten Ostjuden. In der portugiesischen Synagoge hat der Goj Zutritt, nicht aber der Ostjude. Mag dieser die übrigen jüdischen Gotteshäuser besuchen. Die portugiesische Synagoge soll dem Tempel Salomonis nachgebildet sein, was man uns indessen nicht bestätigen konnte. Der Innenraum ist oblong, mächtig hoch, mit Balkendecke, wie man sie hier in alten Sälen findet. Keinerlei orientalisches Beiwerk; auch die beiden riesigen hängenden Leuchter aus gelbem Metall scheinen von der Art, wie man sie, kleiner, in Amsterdamer Häusern noch häufig antrifft. Die hochgelegenen Fenster verhüllen grüne Vorhänge, was zum braunen Holz von Bestuhlung, Decke, Galerie sehr wohl stimmt. Auf den Bänken zu ebener Erde sind in Abständen Kerzen angesteckt, denn der Raum wird nur von Kerzenlicht und nur bis zu einer gewissen Höhe erleuchtet. Die oben umlaufende Galerie ist vergittert; dort sollen sich, an bestimmten Festtagen, die dann ausnahmsweise zugelassenen Frauen aufhalten.

Mitten in der Judenstadt steht eine christliche, die Moses- und Aaron-Kirche. Die Standbilder der beiden Propheten, außerhalb, in Nischen der Kirchenwand, sehen auf die Straße. « Wenigstens, » so meinte einmal ein Jude, « kehren sie eurer Kirche den Rücken zu ».

---

[1]) Tässchen.

In der Judenstadt wimmeln Kinder und Halbwüchsige. Diese, als Handwerker oder Hafenarbeiter gekleidet, mit Schirmmütze und Halstuch, und die erwachsenen Jünglinge mit rasierten Gesichtern und in Konfektionsanzügen, verraten ihre Rasse nicht sogleich, zumal es auch unter ihnen nicht an blonden Erscheinungen fehlt. Aus ihrem Gebaren wird man sie dann aber doch bald erkennen. Mädchen und Frauen lehnen in Fenstern und Hauseingängen. Manche Mädchen zwischen 8 und 17 Jahren sind von ungewöhnlicher Schönheit, ihnen zunächst erblickt man ganz verwachsene und wahrhaft abschreckende Geschöpfe. Beides ist möglich in diesen engen, übelriechenden, fauligen, schmutzigen, fremdländisch belebten Gassen, die natürlich die Farbigkeit früherer Jahrhunderte eingebüßt haben. Die Häuser gehören hier zu den ältesten, winkligsten von Amsterdam; mit Lüftung und Kanalisation ist es schlimm bestellt. Und doch bleibt der kleine gelbe Portugiese, der dort im Zylinder und gutgeschnittenem schwarzem Rock, im ruhigen Bewusstsein sicher gegründeter Tradition, zur Brücke geht, Bewohner des Ghetto, mögen seine Verwandten längst ein altes Patrizierhaus an der Rozengracht bezogen haben. Auch Rembrandt blieb zeitlebens im Ghetto, in guten und in schlimmen Tagen. Irgendeine Magie muss der Judenstadt eigen sein, und wohl noch anderes – nur die Vorsehung kennt es.

Milch

Von den Landeserzeugnissen ist die Milch von besonderer Qualität und Wichtigkeit. Der Polder gibt Grünfutter fast das ganze Jahr; nur in der schlimmsten Winterzeit und bei Überschwemmungen wird das Tag und Nacht im Freien weidende Vieh hereingeholt und dann mit Trockenfutter traktiert. Der Bauer fährt allabendlich zum Melken der Tiere hinaus und bringt die frisch gefüllten Milchkannen mit sich. In dem Augenblick genossen, wäre die Milch an Geschmack und Nährkraft am reichsten, was auch der strenge Anhänger der Vitaminlehre zugeben müsste. Leider soll sie nicht ganz in diesem Zustand in die Stadt kommen, und es heißt, dass nicht allzu säuberlich mit ihr umgegangen werde. Sicher aber gleicht sie auch so noch aus, was die durchschnittliche Ernährung sonst Unvorteilhaftes nach sich zöge.

Gekocht wie roh, bei jeder Gelegenheit – und zwischen den Gelegenheiten – wird Milch getrunken. Zahlreiche Familien nehmen zum ersten Frühstück eine Milchsuppe mit Hafer-Einlage und Ei. Auf einer Haustreppe sitzend, gießt sich ein vierzehnjähriger Gassenjunge, mitten im

Tag, mit tiefer Genussfreude, die niemand stört, noch zu stören vermöchte, eine Literflasche Milch in den Hals. In den Fenstern der Hetären, im Zeedijk, blinken Milchflaschen, gleichsam verkündend, dass hier dem Laster die solide Grundlage nicht fehle. Von Milch lebt nicht zuletzt der Export, denn aus ihr ballt man die karmosinroten Kugeln und flachen gelben Laibe der Edamer-Käse, auch ein Teil der gesalzenen Butter geht außer Landes. Gute Milch enthält die vortreffliche westindische Schokolade.

Eine wenig anlockende Einrichtung ist der « Melksalon » (so geheißen, nicht weil hier gemolken wird, aber weil es da Milch gibt). Der Melksalon ist das negative Gegenstück zur französischen Crémerie. Während hier auf Wunsch nicht nur ein einladendes Frühstück, sondern auch eine Tagesmahlzeit serviert wird, kann man im frostigen, ungastlichen Melksalon zur kalten oder warmen Milch ein Stück klitschiges Weißbrot, ein Ei oder ein Stück Edamer bekommen, und man wird sich selbst während der ganzen Zeit, da man sich mit diesen Dingen befasst, seiner Unerwünschtheit bewusst sein, so mürrisch ist alles in dieser Umgebung.

Im Rijksmuseum

Nachdem ich zu verschiedenen Zeiten das Licht und Wasser in der Ebene in den Grachten und über den Kanälen gesehen, auch die menschlichen Typen besser unterscheiden lernte, wirken die Maler mit konkretester Wahrheit. Jan Steen, Teniers, Van de Velde, Paul Potter – sie zeigen nichts, dem man in Stadt oder Land nicht noch jetzt einmal begegnen könnte. Die Köpfe älterer Frauen unterscheiden sich heute von denen auf den alten Bildern nur durch ihre Haartracht. Stark berührten im « Prentekabinett » radierte Landschaften des merkwürdigen Herkules Seghers und die Mappen mit Schätzen des unermesslichen Rembrandt.

Die weiten heroischen Berglandschaften mancher alten Meister dürften wohl oft Reminiszenzen an die Dünen enthalten; einmal ist nicht anzunehmen, dass alle diese Maler in Gebirgsgegenden gewesen sind, sodann wirken die Dünen, auf die Entfernung, zum Beispiel von der Erhebung über Bloemendaal aus gesehen, wie Höhenzüge. Man verliert den Sinn für die tatsächliche Distanz, die kleinen Gestrüppe scheinen ausgedehnte Bewaldung; die Täuschung ist vollkommen.

Ein früher « Meister von der Barmherzigkeit » hat mir's angetan, mit einer Bilderfolge, die Stadien der Mildtätigkeit darstellend (die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken, die Nackten bekleiden usw.). Ein Patrizier

tritt aus seinem Haus auf die holländische Straße, hinter ihm die Schaffnerin, mit der erquickenden Gabe, rings um ihn Bettler und Krüppel aller Art. Auf jedem einzelnen Bild befindet sich unter der Menge, blondhaarig, im Lilahemde, Christus, unscheinbar, ruhig prüfend, was geschieht. Von ausländischen Malern Lukas Cranach, besonders männliches Bildnis mit rotem Haar und Bart. Die Spanier Goya: männliches Porträt; Ribera: Porträt; Greco: männlicher Kopf mit Spitzbart, neue Erwerbung. – Einige Vertreter der Florentiner Schule wirken neben den Niederländern nichtssagend, ärmlich, arrangiert.

Kirchen

Die Reformation hat mit den Kirchen gründlich abgerechnet. Wie während der schönen Jahreszeit missachteten Regenschirmen, die man nie mehr hervorzuholen wünschte, scheint es den Amsterdamer Kirchen ergangen zu sein. Sie stehen trostlos, verwaist. Zwar wird versichert, dass jeweilen Sonntags in einigen von ihnen Sermon gehalten werde. Ich habe nie jemanden eine Kirche betreten sehen. Sie enttäuschen schon baulich, in ihrer backsteinernen Nüchternheit, diese stark nachgedunkelten Kirchenwände, die sich wenig von Fabrikwänden unterscheiden.

Die Nieuwe Kerk, eine kreuzförmige Basilika aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, verdient wohl die Achtung eines, der das konstruktiv Geleistete genau abzuschätzen weiß, erwärmen wird man sich für ihre körperliche Erscheinung kaum. Das Gleiche gilt von der als « gotisch » bezeichneten Ouder Kerk und der Wester Kerk. Und doch vermag man sich beide nicht aus ihrer Umgebung wegzudenken. Sie haben nämlich ihre ganz eigene Schönheit, eine Schönheit der Funktion, die ihre Silhouetten, von mancher Stelle gesehen, zu sehr hoher Geltung bringt. Man muss diese Stellen aufsuchen, und die Stunden kennen, da ein blauer, zärtlicher Duft die untern Teile der Gebäude umhaucht, während Kuppeln, Dächer und Giebel ihre bestimmte Härte verlieren, nur mehr schwebender Schauplatz sind für die Taten des Lichts.

In den Dörfern und kleinen Städten ist das persönliche Verhältnis zur Kirche immerhin noch ein lebendiges. In entlegenen Dörfern können sich die Leute noch ereifern über Glaubensfragen, die vor fünfhundert Jahren die Gemüter erhitzten. – Auch ein Ergebnis der Reformation trifft man unter Zuiderzee-Fischern, einen Typus des moralstrengen Puritaners. – Und dann sind Kirchen im Land, darin traditionsmäßig gute Musik gepflegt wird: die neue, in schlanken, klaren Verhältnissen

erbaute Kirche von Laren, einem wohlbesorgten Orte südöstlich von Amsterdam, halbwegs Amersfoort, den sich viele Künstler zum Wohnsitz erwählt haben, und die alte Groote Kerk zu Haarlem, deren mächtige Orgel 64 Register und 5000 Pfeifen besitzt.

*

Man sieht in Amsterdam oft wagenstoßende oder körbetragende Fischer in ihrer Tracht, an der die ungeheure Pluderhose auffällt. Auch Zeeländerinnen, in der im Nacken gefältelten, runden weißen Haube, die an den Seiten durch eine Rosette aus Filigran zusammengerafft wird, gehören fast mit zum Straßenbild, denn man muss oft nach der großen Stadt, hat da Verwandte oder den Arzt aufzusuchen, und man zeigt sich nicht ungern in der Tracht, wo diese ein freundliches Aufsehen erregen wird.

Ein hübsches Bild bot sich gestern, mitten in der sehr belebten Kalverstraat. Zwei junge, auf das beste ausstaffierte Zeeländerinnen, kamen vom Schlossplatz her. Hinter ihnen gingen zwei Kinder, ein Mädchen von etwa dreizehn und ein Knabe von wohl fünfzehn Jahren. Das Mädchen war wie die großen Schwestern gekleidet – die Familienähnlichkeit verriet sich –, der Junge vollkommen schwarz. Beide Kinder trugen keine Klompen; statt ihrer Halbschuhe, zu knappen schwarzen Strümpfen. Sie waren beide feingliedrig und gingen mit einer gewissen kleinen stolzen Ehrbarkeit, viel achtsamer und gesitteter als die Menschen der Stadt. Das Ganze so reinlich und zierlich wie die liebenswürdigste Maskerade.

Häuser

Die Häuser alter und die Häuser neuester Zeit haben vieles gemein, zunächst die Grundlage. Sie ist mehr oder weniger fester Sandboden, den jedoch eine zwölf bis fünfzehn Meter dicke Torfschicht verdeckt hält, durch die bei der Grundanlage vier Meter lange Pfähle gerammt werden (das Königliche Schloss, ehedem Rathaus, sei, so sagt man, auf 13 659 Pfählen erstellt). Ein Pfahl nach dem andern wird durch ein Gewicht in den Grund versenkt, ein zwischen pyramidisch zum Gerüst gefügten Balken niederfallendes. Bei jedem Schlag quillt graues Gewässer hervor, und in der ersten Zeit sieht der Bauplatz einem Sumpfe ähnlich. Das Wasser wird durch eine Pumpe entfernt, und nachdem die «Heyer» – die Männer, die Balken zubereiten und einrammen – ihr Werk getan, die Fläche einen bestimmten Grad der Trockenheit erlangt hat, wird sie

meist durch eine Betonschicht verfestigt. Nun erst wird mit den Mauern begonnen.

Diese erhalten nur Backsteindicke; das Material ist noch fast durchweg der Backstein, Steinquadern bilden die Ausnahme. Entsprechend der Kostspieligkeit der Fundamente ist der Umfang der Häuser nicht sehr beträchtlich, die Höhe wächst auf drei bis vier reguläre Stockwerke, denen Giebelräume übergeordnet sind. Es versteht sich, dass Keller bei solchen Bauverhältnissen entweder gar nicht angelegt werden können, oder dann doch nur solche von geringer Tiefe. In den einfachen Häusern gehen die Treppen zu den einzelnen Stockwerken steil hinauf, wie übereinandergestellte Leitern; weniger häufig sind Wendeltreppen. Wie man jeder Errungenschaft des Auslandes gelegentlich sich zu bemächtigen den Versuch macht, so imitierte man auch die Baustile, unter ihnen den des französischen «Louis Philippe», in welchem verschiedene Straßenteile gehalten sind. In den alten Stadtgegenden wird noch immer in den traditionellen mittelalterlichen Formen und Verhältnissen gebaut. –

Im Lauf der Jahrzehnte weichen die Masten unter den Häusern an einzelnen Stellen tiefer in den Grund, die Mauern senken sich demzufolge seitlich, rückwärts oder neigen sich vornüber, dergestalt, dass in den inneren Stadtteilen das Straßen-Ganze dem Neuling einen kaum glaublichen Anblick entgegenstellt. Er kann nicht glauben, dass die Häuser in dieser Verfassung nicht nur Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte überdauert haben. Die leichten Mauern haben sich hiebei als genügend elastisch erwiesen. Allerdings, haben diese Senkungen einen gewissen Grad erreicht, dann droht dem Gebäude der Einsturz. Ihm vorzubeugen beauftragte man besondere Stützmannschaften, die, gleich der Feuerwehr, augenblicklich zur Stelle sind, wenn Hilfe not tut. Durch Erfahrung geschult, geübt in einer Art Auskultation des Baues, finden sie die verhängnisvolle Stelle bald heraus. Gewöhnlich gelingt es dann auch, das gefährdete Haus für noch weitere Jahre zu erhalten. –

Zu Nordhollands ältesten Wahrzeichen gehören die «Pakhuizen», Speicher und Lagerhäuser, die heut nur noch zu einem Teil den frühern Zwecken dienen. Während Jahrhunderten vermochten die großen Kauffahrteischiffe, unmittelbar vom Hafen her in die Gracht geschleppt, vor ihnen anzulegen. Die Gebäude stehen breit, behäbig da. Ihre Stockwerke beginnen auf mit holzvergitterten Luken versehenem, luftdurchlässigem Unterbau mit kellerartiger Vertiefung. Jedes Stockwerk hat, in der Mitte der Front, seine Tür, deren hölzerne Laden jetzt meist gähnend offen stehen. Über dieser, hoch hinaufreichenden, Türenreihe ist der Balken

mit dem Flaschenzug angebracht (dieselbe Vorrichtung tragen die Giebel der Wohnhäuser, da wegen der Enge der Treppen alle großen Gegenstände hochgezogen und durch die Fenster hereingeholt werden müssen). Der Mitteltür links und rechts reihen sich je zwei bis vier Luken, diese gleichfalls durch hölzerne Laden verschließbar. Der Backstein der Wände, gelb, rötlich oder grau, steht zum Schwarz, Braun oder Tiefblau dieser Laden in lebhaftem Kontrast, der auch der Spiegelung im dunklen Wasser der Gracht zugut kommt.

Die Giebel der Wohnhäuser sind der aufmerksamen Beachtung wohl wert: Gerade Dreiecke wechseln mit Hohlgiebeln, andere tragen barocken Aufsatz mit Seitenvoluten. Manche zeigen sich mit reicher Stukkatur verziert; diese, in Elfenbeintönung, hebt sich vom dunkelgrauen Backstein am wirksamsten ab.